

A nighttime photograph of a dam with its lights reflecting on the water. The dam is illuminated with warm yellow lights, and the water in the foreground is dark with bright reflections of the lights. The sky is a deep blue.

Irene Scharenberg

Näher als du glaubst

Prolibris

Ein Kriminalroman aus dem Ruhrgebiet

Irene Scharenberg

Näher als du glaubst

Ein Kriminalroman aus dem Ruhrgebiet

ProlibrisVerlag

Handlung und Figuren dieses Romans entspringen der Phantasie der Autorin. Darum sind eventuelle Übereinstimmungen mit lebenden oder verstorbenen Personen zufällig und nicht beabsichtigt. Nicht erfunden sind Veranstaltungen, Institutionen, Straßen und Schauplätze im Ruhrgebiet.

Alle Rechte vorbehalten,
auch die des auszugsweisen Nachdrucks
und der fotomechanischen Wiedergabe
sowie der Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

© Prolibris Verlag Rolf Wagner, Kassel, 2021
Tel.: 0561/766 449 0, Fax: 0561/766 449 29

Titelfoto:

© paulrs051941-Fotocommunity

Schriften: Linux Libertine

E-Book: Prolibris Verlag

ISBN E-Book: 978-3-95475-232-4

Dieses Buch ist auch als Printausgabe im Buchhandel
erhältlich.

ISBN: 978-3-95475-222-5

www.prolibris-verlag.de

Die Autorin

Irene Scharenberg ist in Duisburg aufgewachsen und hat hier Chemie und Theologie für das Lehramt studiert.

Seit 2004 sind zahlreiche ihrer Kurzgeschichten in Anthologien und Zeitschriften erschienen und in Wettbewerben ausgezeichnet worden. 2009 gehörte die Autorin zu den Gewinnern des Buchjournal-Schreibwettbewerbs, zu dem mehr als 750 Geschichten eingereicht wurden.

Irene Scharenberg ist verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter. Auch wenn sie heute am Rande des Ruhrgebiets in Moers lebt, so ist sie doch nach wie vor ihrer alten Heimat Duisburg und dem gesamten Pott sehr verbunden. »Näher als du glaubst« ist ihr zehnter Kriminalroman.

Für meinen Vater

Kapitel 1

»Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub«, hörte ich die Stimme des Pfarrers wie aus der Ferne.

Durch einen Tränenschleier nahm ich die Schaufel in seiner Hand wahr, helle Flecken auf dem schwarzen Sarg. »Plop« und noch einmal »Plop«. Ich verharrte, unfähig mich zu rühren. Erst als Alexander mich sanft weiter nach vorne bugsierte, reagierte ich und nahm die Stelle des Pfarrers ein.

»Das ging alles viel zu schnell«, flüsterte ich so leise, dass es unmöglich jemand hören konnte. »Ich wollte dich noch so vieles fragen, dir wieder nah sein. Und du hast mir nicht anvertraut, was dir auf dem Herzen lag, bevor du ...«

Wieder spürte ich Alexander. Er schob mich zur Seite. Hatte ich wirklich zu lange am offenen Grab gestanden? Ich hätte dort gerne weiter Zwiesprache gehalten mit meinem toten Vater, aber in diesem Moment verspürte ich keine Kraft, mich gegen meinen Freund zu wehren. Wahrscheinlich hatte er Recht. Die anderen Trauergäste wollten sich ebenfalls von dem Toten verabschieden, auch wenn ihm bei Weitem niemand so nahe gestanden hatte wie ich. Kein Wunder. Abgesehen von seiner demenzkranken Schwester Margot besaßen wir keine lebenden Verwandten. Vaters Liebschaften hatten nie lange gehalten und sein engster Freund wohnte im Ausland. Deshalb hatte Alexander mir den Beerdigungskaffee ausreden wollen, aber in diesem Fall hatte ich mich durchgesetzt. Mein Vater hätte nicht gewollt, dass die Trauergäste sich nach seiner Beisetzung einfach zerstreuten, ohne die Möglichkeit zu haben, miteinander ins Gespräch zu kommen. Also hatte ich einen Gastraum in der Nähe des Duisburger Waldfriedhofs reserviert.

Tröstende Worte, der feste Druck von Händen, Umarmungen ließen meine Tränen nicht versiegen. Endlich hatte ich die Beileidsbekundungen am Grab überstanden und wir setzten uns in Bewegung. Einige Teilnehmer des überschaubaren Trauerzuges redeten leise, nur ich starrte stumm vor mich hin, ließ mich von Alexander willenlos führen. Plötzlich verspürte ich den unwiderstehlichen Drang, noch einmal nach hinten zu schauen. Ein letzter Blick auf den Kranz mit den lachsfarbenen Rosen und weißen Lilien, auf die Totengräber, die sich anschickten, das Grab zuzuschütten.

Tief in Gedanken versunken lief ich den Weg zurück zum Eingangstor. Erst als ein Passant seine Begleitung recht laut auf das versteckt liegende Grab von Wilhelm Lehmbruck aufmerksam machte, nahm ich die Umgebung wieder wahr. Mein erster Besuch auf diesem Friedhof hatte genau dieser Ruhestätte gegolten, nachdem ich im Studium ein Seminar über den großen Duisburger Künstler belegt hatte. Damals hatte ich nicht geahnt, welch traurigen Anlass mein zweiter Besuch haben würde. Während wir an den Trauerhallen vorbeikamen, erinnerte ich mich an meine Hand auf der kalten Haut meines toten Vaters. Ich weinte erneut, und die Tränen versiegten nicht, bevor wir den Friedhof durch den Haupteingang verlassen hatten.

Zu meiner Freude gesellte sich der Pfarrer im Gasthaus zu unserer kleinen Runde. Neben Alexander und mir bestand sie nur noch aus zwei alten Studienkollegen meines Vaters und fünf Nachbarn. Benjamin Baumer, ein junger Mann in meinem Alter, hatte direkt neben meinem Vater gewohnt. Meine Freundin Jeannette lag leider mit Grippe im Bett und meine Arbeitskollegin musste mich in der Galerie vertreten.

Nachdem wir alle Platz genommen hatten, schenkte die Bedienung recht zügig Kaffee ein. Der Pfarrer drehte sich zu mir um und sah mich mitfühlend an. Er saß unter einem Landschaftsbild, das an eines meiner ersten Werke an der Kunstakademie erinnerte. Auf ihm spiegelten sich dunkle Wolken in einem See.

»Es kam so plötzlich«, sprudelte es aus mir heraus. »Mein Vater war doch viel zu jung zum Sterben. Er hatte noch viele Pläne: Das Haus verkaufen. Seinen besten Freund in den Staaten besuchen und ...«

»Dafür hat er nicht lange gelitten«, fiel Alexander mir ins Wort.

Das stimmte zwar, aber die mitleidlose Art, wie er das aussprach, als argumentiere er in seiner Funktion als Jurist vor Gericht, gefiel mir nicht. Dem Pfarrer wohl auch nicht. Zumindest zog er seine rechte Augenbraue kurz in die Höhe. »Die engsten Angehörigen empfinden den Tod eines geliebten Menschen anders als jemand, der weiter außen steht«, erklärte er laut.

Alexanders Blick verdüsterte sich. Möglicherweise ärgerte er sich weniger über die Worte als über die Aufmerksamkeit, die der Mann mir schenkte. Für einen kurzen Moment sah ich den Pfarrer mit Alexanders eifersüchtig wachenden Augen und wünschte mir, auf den Beerdigungskaffee verzichtet zu haben.

Bald verabschiedete sich der Pfarrer und die ehemaligen Studienkollegen blieben auch nicht viel länger. Die Nachbarn diskutierten leise, ob sie die Plätze wechseln oder ebenfalls aufbrechen sollten. Als Alexander die Toilette aufsuchte, setzte sich Benjamin Baumer neben mich. Normalerweise hätte ich mich in der Gesellschaft des jungen Mannes mit dem kurzen blonden Stoppelhaar und dem gewinnenden Lächeln wohlgeföhlt, aber der Gedanke, dass Alexander bald zurückkehren würde, hielt mich davon ab, und natürlich die Trauer.

»Ich habe Ihren Vater nicht so lange gekannt wie die anderen Nachbarn«, begann Benjamin Baumer. »Aber unser Verhältnis hat sich in den letzten Wochen intensiviert.« Er lächelte kurz, wurde aber sofort wieder ernst. »Wie das Leben manchmal so spielt. Man wohnt nebeneinander und doch geht der Kontakt nicht über einen kurzen Gruß hinaus oder man gibt ein Päckchen ab. Dann trifft man sich zufällig am Dellplatz und plötzlich sieht man sich mit ganz anderen Augen. Weil es zu regnen angefangen hat, sind wir ins Webster gegangen. Dort sind wir hängengeblieben. Der Regen hat einfach nicht aufgehört.« Baumers Miene wirkte versonnen, als sei er ganz in seiner Erinnerung gefangen. »Ihr Vater hat viel von Ihnen erzählt. Er war so stolz auf Ihr Kunststudium, auf Ihre Arbeitsstelle in der Galerie. Und das alles trotz Ihrer schweren Kindheit mit dem frühen Tod Ihrer Mutter.«

»Das hat er erzählt?«, fragte ich erstaunt.

»Ja, sogar mehrmals.« Benjamin Baumer fuhr sich mit der Hand durch das kurze Haar. Mit einem Mal lächelte er wieder. »Nun, zum Schluss waren wir wohl beide nicht mehr ganz nüchtern. Im Nachhinein denke ich sogar, dass Ihr Vater geahnt hat, dass er bald stirbt. Das wollte ich Ihnen unbedingt erzählen, auch wenn ich nicht sicher bin, ob Sie das tröstet.«

Seine Andeutung irritierte mich. »Hat er Ihnen gegenüber gesundheitliche Beschwerden erwähnt?«

»Nein, nicht konkret, und damals habe ich mir auch nichts bei seinen Äußerungen gedacht, aber als ich erfahren habe ...«

Mein Herz schlug heftig. Benjamin Baumer runzelte die Stirn und es dauerte eine Weile, bis er die richtigen Worte gefunden hatte. »Für mich hat er eine Art Resümee gezogen. Er hat betont, dass er in seinem Leben einiges hätte anders machen sollen. Auf keinen Fall hätte er den Kopf in den Sand stecken dürfen. Offensichtlich gab es etwas, das für ihn noch nicht ausgestanden war ... das ihn nun sehr beschäftigte, nachdem er es lange verdrängt hatte.«

»Was denn?«

»Das hat er nicht gesagt, auch wenn er einige Male dazu angesetzt hat. Wahrscheinlich fiel es ihm ungeheuer schwer, darüber zu reden. Ich weiß nur, dass er der Meinung war, er hätte etwas aufklären müssen, statt fortzulaufen.«

»Das verstehe ich nicht. Hat er in diesem Zusammenhang vielleicht sein Haus in Datteln erwähnt? Wollte er es vielleicht doch nicht verkaufen?«

Ich hatte die Frage kaum ausgesprochen, da fühlte ich mich beobachtet. Instinktiv schaute ich mich um und sah Alexander direkt auf uns zueilen. Etwas Feindseliges lag in seinem Blick. Anscheinend blieb Alexanders Missfallen auch Benjamin Baumer nicht verborgen. Zumindest erhob er sich rasch und reichte mir die Hand.

»Noch einmal alles Gute für Sie. Es tut mir leid, dass ich Ihnen die Fragen nicht beantworten konnte. Ihr Vater hat wirklich ein bisschen in Rätselfragen gesprochen.« Abrupt ließ er meine Hand los, die er die ganze Zeit über festgehalten hatte. »Auch für Sie noch einmal herzliches Beileid«, wandte er sich nun an Alexander.

Nachdem alle Gäste aufgebrochen waren, lief ich neben Alexander zu seinem schwarzen Mercedes.

»Ich an deiner Stelle hätte mich nicht so aufgeführt, Laura«, bemerkte er, wobei er sich um einen neutralen Tonfall bemühte. »Den Männern schöne Augen machen. Noch dazu an einem solchen Tag.«

»Alexander, nicht schon wieder«, stöhnte ich. »Ich habe deine grundlose Eifersucht oft genug ertragen, aber ich hatte gehofft, dass du wenigstens auf meine Trauer Rücksicht nehmen würdest.«

Ein seltsamer Laut entfuhr seiner Kehle. »Rücksicht?«, höhnte er. »Wer hat denn vergessen, dass es um deinen toten Vater geht und nicht um diesen schnöden Blondschoopf? So vertraut, wie du mit ihm warst ... Wahrscheinlich habt ihr euch schon öfter getroffen, erst zufällig, wenn du deinen Vater besucht hast, dann ...«

»Nein, und nochmals nein!«, schrie ich lauter als beabsichtigt. Mir lagen so viele Entgegnungen auf den Lippen, aber heute zu streiten, passte einfach nicht. Während ich an meinen Vater dachte, schüttelte mich plötzlich ein Weinkrampf. Bäche von Tränen rannen meine Wangen hinunter. Ich fühlte mich ausgelaugt und allein. Alexander hielt mir ein Taschentuch hin, aber ich nahm es nicht an, wischte mir lieber mit dem Handrücken übers Gesicht.

»Nun komm schon«, hörte ich seine Stimme, die inzwischen versöhnlich klang. »Ich habe es nicht so gemeint. Du weißt doch, wie sehr ich dich liebe. Ich habe einfach nur Angst, dich zu verlieren. Gerade auf einer Beerdigung geht es ja um Verlust. Da wird man daran erinnert ...«

»Alexander, so kann es nicht weitergehen«, erwiderte ich, nachdem ich mich endlich etwas gefangen hatte.

»Jetzt fahre ich dich erst einmal nach Hause«, säuselte er und strich mir übers Haar. »Du legst dich hin und morgen sieht die Welt schon wieder etwas besser aus.«

Ich setzte an, zu protestieren, hielt mich aber zurück. Heute würde ich es nicht schaffen, zu streiten, erst recht nicht, einen endgültigen Schlussstrich zu ziehen. Ich hatte das Bedürfnis, allein zu sein. Aus diesem Grund durfte ich ihm keinen Anlass für weitere Diskussionen bieten.

Im Duisburger Süden parkte Alexander direkt vor dem Mietshaus, in dem ich in der ersten Etage wohnte. Er sprang aus dem Wagen und riss die Beifahrertür auf. Als ich ausstieg, schaute ich zu den Balkonen mit den hübschen Blumenkästen, ohne sie wirklich zu sehen. Während Alexander den Arm um mich legte und zur Eingangstür führte, hatte ich das Gefühl, mich berührte eine völlig fremde Person, ein Sanitäter, der eine Kranke begleitet. In meiner Wohnung suchte ich sofort das Badezimmer auf. Ich wusch mir das Gesicht und starrte mich im Spiegel aus verheulten Augen an. Nachdenklich holte ich aus dem Medikamentenschrank die Schlaftabletten, die der Hausarzt mir direkt nach dem Tod meines Vaters verschrieben hatte. Bisher hatte ich die Packung nicht angerührt. Nun drückte ich eine Tablette aus dem Blister. Ich zögerte kurz, dann warf ich sie ins Klo. Die Spülung rauschte in meinen Ohren. Ich verließ das Badezimmer und wäre in der Diele fast mit Alexander zusammengestoßen.

»Na, da bist du ja«, sagte er in einem jovialen Ton, der nicht gerade zu meiner Stimmung passte.

»Ich habe eine Schlaftablette genommen«, log ich, obwohl ich Konflikte normalerweise nicht mit Lügen zu lösen versuchte. »Am besten lege ich mich sofort hin.«

»Soll ich bei dir bleiben?«

»Nicht nötig. Wir sehen uns morgen.« Ich bezweifelte zwar, dass ich ihn in den nächsten Tagen sehen wollte, aber im Moment war ich bereit, alles zu tun, damit er möglichst bald verschwand. Tatsächlich hatte ich es mir nicht so leicht vorgestellt, ihn abzuschütteln. Zum Abschied nahm er mich in die Arme. Eher widerwillig ließ ich es geschehen.

Nachdem Alexander fort war, verzog ich mich ins Bett und starrte an die Decke. In der Fantasie sah ich meinen Vater als jungen Mann. Er lief neben mir her und hielt den Gepäckträger fest, während ich auf einem viel zu großen Fahrrad fuhr. Keine Spur von meiner Mutter, wie immer. Plötzlich tauchte eine der Gespielinnen meines Vaters in einem geblühten Sommerkleid auf. Ich riss mich von der Erinnerung los und dachte an Benjamin Baumers Worte. Hatte mein Vater wirklich geahnt, dass er bald sterben würde? Und was hatte er falsch gemacht? Sich nach dem frühen Unfalltod meiner Mutter eine Geliebte nach der anderen zuzulegen? Leider würde ich das nie erfahren, nicht einmal, was er mir direkt vor seinem Tod hatte mitteilen wollen.

»Du musst ... das Haus«, waren seine letzten Worte gewesen, dann hatte er, meine Hand in der seinen, den letzten Atemzug getan.

Während nun wieder Tränen über meine Wangen liefen, versuchte ich, mich an das Haus zu erinnern, in dem ich meine ersten Lebensjahre verbracht hatte, aber es stellten sich keine Bilder ein. Vielleicht hatte er zum Schluss den Plan aufgegeben, es zu verkaufen. Die Nachbarn, die es erwerben wollten, hatten nur einen sehr niedrigen Preis geboten. Und die wenigen Interessenten von außerhalb waren alle abgesprungen. Schade, dass die langjährigen Mieter vor ein paar Monaten ausgezogen waren. Was sollte jetzt nur mit dem Haus passieren, das ich seit meinem vierten Lebensjahr nicht mehr betreten hatte? Mit einem Mal wurde ich furchtbar müde. Ich schnäuzte noch einmal ins Taschentuch, drehte mich auf die Seite und kuschelte mich in Embryonalstellung in meine Decke.

Kapitel 2

Schneller, schneller, dröhnte es in meinem Kopf. Ich keuchte, mühte mich ab, die bleischweren Füße vom Boden zu heben, kam jedoch kaum voran. Die Schritte hinter mir wurden lauter. In wilder Panik drehte ich mich um. Ein kurzer, gehetzter Blick und ich wusste, dass es kein Entrinnen gab. Die gesichtslose Gestalt hatte aufgeholt. Der Abstand betrug nur noch wenige Meter. Schneller, schneller, hallte es in meinem schmerzenden Schädel. Ich rannte. Wollte rennen, aber es war kaum mehr als ein Stolpern. Plötzlich tauchte vor mir eine hohe Mauer auf. Links und rechts erkannte ich Dornenhecken. Der einzige Fluchtweg führte über eine hölzerne Treppe. Ich versuchte, die Stufen hinaufzuklettern, aber sie brachen unter meiner Last zusammen. Ich fiel. Hinter mir raschelte etwas. Feuchter Atem streifte meinen Nacken, kalte Hände legten sich um meinen Hals. Sie schnürten mir die Luft ab. Hilfe, ich sterbe, war mein letzter Gedanke, dann riss mich ein Schrei aus dem Schlaf.

Ruckartig schnellte ich hoch und schlug die Augen auf. Diffuses, graues Morgenlicht drang ins Zimmer. Ich erkannte die Umrisse der Möbel, trotzdem fiel es mir schwer, mich zu orientieren. Mein Atem ging schneller und ich verspürte immer noch Angst. Fahrig wischte ich mir über die feuchte Stirn. In meinem Kopf schienen sich die Bilder von der Beerdigung und Szenen aus dem Traum zu überlagern. Die Gestalt hatte einen Strauß aus weißen Lilien und lachsfarbenen Rosen auf die Erde geworfen. Der Sarg war eine seltsame Schräge hinabgerutscht. Verwirrt starrte ich vor mich hin. Albträume begleiteten mein Leben, hatten mir immer wieder den Schlaf geraubt, mir Ärger auf der Arbeit eingebracht, wenn ich übernächtigt Fehler gemacht hatte. Natürlich war ich auch in den letzten Tagen immer wieder aus einem bedrückenden Traum erwacht. Nur hatte ich das Gefühl, sie hätten sich verändert, ich konnte mich aber kein einziges Mal erinnern oder erspüren, inwiefern. Inzwischen störten sie jede Nacht. Das hing offensichtlich mit Vaters Tod zusammen.

Ich starrte vor mich hin und versuchte erneut, den Kern des Traums zu analysieren. Die Flucht, die Hindernisse, die gesichtslose Gestalt. Dabei atmete ich so schwer, als lief ich Marathon. Erschöpft sank ich auf das Kissen zurück und schloss die Augen. Im Geiste sah ich meinen Vater. Eine seltsame Mischung aus Angst und Einsamkeit übermannte mich.

»Du solltest zum Therapeuten gehen«, hatte meine Freundin Jeanette mir vor einigen Wochen an einem Abend mit zu viel Merlot geraten. »Dass dieser Traum immer wiederkehrt, ist nicht normal.« Und nun war es noch schlimmer geworden und ich musste ihr Recht geben. Jede Nacht einen Albtraum, wie lange hielt man das aus? Zudem irritierte mich, dass er sich irgendwie verändert hatte. Eine Therapie wäre wirklich das Beste, aber etwas in meinem Inneren sträubte sich dagegen, einen Psychologen aufzusuchen. »Jeder träumt hin und wieder schlecht«, hatte ich an dem Abend abgewiegelt und nach einem weiteren Glas Rotwein hatte Jeanette Ruhe gegeben. Abgesehen von ihr wussten nur meine Ex-Partner und Alexander von diesen schrecklichen Nächten.

»Alexander!«, stieß ich leise hervor, was trotz des Flüstertons seltsam ironisch klang. Alexander, der mit seiner Kontrollsucht langsam selbst zu einer Art Albtraum wurde.

Mühsam erhob ich mich aus dem Bett und wankte in die Küche. Ich öffnete den Kühlschrank und starrte hinein. Mit zitternden Händen holte ich eine angebrochene Flasche Wasser heraus. Zuerst wandte ich mich zu dem Schrank mit den Gläsern über der Anrichte, aber dann blieb ich stehen und setzte die Flasche einfach an. Während ich gierig trank, rannen mir einige Tropfen aus den Mundwinkeln, liefen am Kinn entlang, den Hals hinunter und mischten sich mit dem feuchten Film auf meiner Haut. Ich strich das halblange braune Haar mit der unbändigen Lockenflut nach hinten und fuhr mehrmals mit dem Finger über das winzige Muttermal auf dem Wangenknochen schräg unter dem linken Auge. Früher hatte ich stets darauf geachtet, die Haare so weit ins Gesicht zu kämmen, bis der Fleck hinter den Locken verschwunden war, auch wenn mehrere meiner einstigen Freunde auf verschiedene Art behauptet hatten, meine großen blau-grünen Augen und der hübsch geschwungene Mund kompensierten den kleinen Schönheitsfehler allemal, oder auch, er würde mich noch interessanter aussehen lassen. Ich verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Angesichts des Todes eines geliebten Menschen waren solche Äußerlichkeiten mehr als banal.

Ruckartig setzte ich die Flasche ab und starrte auf eine Reihe von Fotos an der gegenüberliegenden Wand. Die Bilder zeigten mich und Alexander. Nur auf dem Rechten lächelte ich alleine in die Kamera. Ein hübsches Paar im Urlaub, am Strand. Vor einem guten halben Jahr. Ausgelassen. Glückliche. Was war seither nur geschehen? Während meine Gedanken von Alexander wieder zu meinem Vater wanderten, füllten sich meine Augen mit Tränen. Ich sah das Bild vor mir, wie der Sarg mit dem Bouquet aus lachsfarbenen Rosen und weißen Lilien in der Erde versank.

Entgegen allen gut gemeinten Ratschlägen hatte ich die Beerdigung so lange wie möglich hinausgeschoben und in diesem Moment wurde mir endlich bewusst, warum. Dadurch hatte ich hinausgezögert, mich um den Nachlass zu kümmern, besonders um das kleine Haus in Datteln, in dem ich gelebt hatte, bis meine Mutter gestorben war. Seit Vaters Tod rätselte ich, was er mir in den letzten Minuten im Zusammenhang mit dem Haus hatte mitteilen wollen. Was sollte nach seinem Willen damit geschehen? Benjamin Baumers seltsame Andeutungen hatten keine Antworten geliefert, sondern mein unsicheres Gefühl nur verstärkt. Sollte ich das Häuschen wirklich verkaufen, wie mein Vater es vorgehabt hatte? Oder hatte er mir auf dem Sterbebett zu erklären versucht, dass er sich anders entschieden hatte? Vielleicht war dieses Haus eine Art Fingerzeig, allen Problemen aus dem Weg zu gehen. Der nörgelnden Chefin und vor allem Alexander.

Nachdenklich nahm ich eines der Fotos von der Wand. Darauf schmiegte ich mich an meinen Freund und sah verliebt zu ihm hoch. Wie glücklich ich in diesem ersten gemeinsamen Urlaub gewesen war. Dass Alexander seine Gefühle mit immer neuen ausgefallenen Worten ausdrücken konnte, hatte mir imponiert. Liebesbeteuerungen schon am Frühstückstisch. In dieser noblen Ferienwohnung am Gardasee hatte noch nichts mein Glück getrübt. Warum auch? Er brauchte mich ja nicht zu kontrollieren, wenn ich Tag und Nacht bei ihm war, brauchte nicht zu befürchten, dass ich einem anderen Mann schöne Augen machte. Wie sehr hatte ich seine Feinfühligkeit bewundert. Als Minou, seine geliebte Perserkatze, kurz nach unserem Kennenlernen ernsthaft erkrankte und operiert werden musste, hatte er sogar geweint. Minou hatte sich allerdings schnell erholt und sich für ihre Nickerchen flugs in sein Bett geschlichen, was ihr zuvor nicht gestattet gewesen war. Alexanders fürsorgliche Art sowohl mir als auch der Katzendame gegenüber hatte ihm in dieser frühen Phase unserer Beziehung etliche Pluspunkte beschert und die von meinem Vater vorsichtig vorgebrachte Skepsis in den Hintergrund treten lassen.

Ich hielt das Foto noch einmal näher an meine Augen und betrachtete es intensiv. Alexanders Lächeln wirkte fremd und einstudiert. Wie anders ich diese Momentaufnahme nun interpretierte. Entschlossen löste ich das Bild aus dem Rahmen und zerriss es. Anschließend entsorgte ich die Fetzen im Abfalleimer. Ich würde mich von Alexander trennen, definitiv. Der Tod meines Vaters und die nächtlichen Alpträume setzten mir wahrlich genug zu. Nicht einmal auf der Beerdigung gestern hatte er Rücksicht auf mich genommen.

Und wenn ich mein ganzes Leben ändern, meinen Job hier kündigen und selbst in das kleine Haus einziehen würde? Keinen Ärger mehr mit meiner Chefin, keinen Streit mehr mit dem Vermieter, der sich mal wieder nicht an einer Reparatur beteiligen wollte. Ich könnte Alexanders Dunstkreis entkommen und endlich malen, statt den Kunden in der Galerie möglichst teure Kunstwerke aufzuschwatzen, nur damit Frau Caroline von Lothringen mit mir zufrieden war. Die Vorstellung, einfach alles hinter mir zu lassen, erschien mir sehr verlockend, auch wenn ich dafür einiges Vertraute aufgeben musste.

Grübelnd lief ich ins Badezimmer und stellte mich unter die Dusche. Ich hatte mir heute zwar freigenommen und hätte mich noch einmal ins Bett legen können, aber an Schlaf war jetzt sowieso nicht mehr zu denken. Während das Wasser auf meine Haut prasselte, richtete ich mir im Geiste ein kleines Atelier ein. Das Haus in Datteln würde dafür bestimmt ein Zimmer besitzen. Nachdem ich zusammen mit fünf weiteren Künstlern wegen Eigenbedarfs aus einer gemieteten Werkstatt hatte ausziehen müssen, stand die Staffelei zusammengepfercht mit anderen Utensilien im Keller. Seither hatte ich immer wieder versucht, mich an einem Atelier zu beteiligen, leider erfolglos. Entweder war die Künstlergemeinschaft schon komplett oder das Angebot war für mich zu teuer gewesen. Als ich aus der Dusche stieg und mich in ein großes Badetuch hüllte, begann der Umzug in meinen Gedanken konkrete Züge anzunehmen. In meiner Fantasie stellte ich bereits eine Staffelei in dem kleinen Häuschen auf. Irgendwo am Fenster mit Blick in den Garten. Verwundert schüttelte ich über mich selbst den Kopf. Schließlich hatte ich mich noch nicht definitiv zu diesem gravierenden Einschnitt in meinem Leben entschieden.

Kapitel 3

Es war mir gelungen, Alexander einige Tage aus dem Weg zu gehen. Vielleicht akzeptierte er meinen Wunsch nach Ruhe nur deshalb, weil ihn wegen der Eifersuchtsszene direkt nach der Beerdigung ein schlechtes Gewissen plagte, aber der Grund war mir letztendlich egal. Ich hatte die Zeit genutzt, um zumindest eine wichtige Entscheidung zu fällen. Ich würde mich von Alexander trennen. Danach stand das kleine Haus ganz oben auf meinem Plan.

Unruhig trippelte ich vor dem Eingang zum Finkenkrug, einem meiner Stammlokale, hin und her. Entgegen meiner Gewohnheit war ich viel zu früh am Treffpunkt erschienen, weshalb ich noch eine Weile auf Alexander warten musste. Der frische Wind schien es leider auf meine Beine abgesehen zu haben, die heute nur in einem Hauch anthrazitfarbener Nylons steckten. Nach weiteren zehn Minuten beschloss ich, mich nicht länger der Kälte auszusetzen und hineinzugehen.

Ich mochte den Finkenkrug wegen der Atmosphäre und sicher auch ein bisschen aus Gewohnheit. In dieser urigen Studentenkneipe hatte ich schon zum Ende meiner Schulzeit verkehrt und auch später noch gelegentlich, auch wenn ich nicht in Duisburg studiert hatte. Das Lokal hatte sich im Laufe der Zeit allerdings sehr verändert. Zur Straße hin hatte man einen Wintergarten angebaut. Und im Sommer konnte man eines der 300 Biersorten, darunter 30 vom Fass auch im Biergarten probieren, den es früher auch nicht gegeben hatte. Wie oft hatte ich hier schon mit Jeanette über Probleme diskutiert oder gelacht? Heute jedoch überlagerte die längst fällige Aussprache mit Alexander alle positiven Gefühle, die ich mit dem gastlichen Ort verband.